Hom der falsche Prophet aus noachitischer Zeit

Autor(en): **Seitz, A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie**

Band (Jahr): **22 (1908)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-761896

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Schlußkapitel: „Katholische Reform“ enthält beherzigenswerte Gedanken zu einer wirklichen Reform, die sich nicht auf die Kirche selbst, ihr Dogma, ihre Organisation usw. beziehen könne. Wir begnügen uns damit, auf das vom Staate vielfach unter seinen fast ausschließlichen Einfluß gebrachte Unterrichtswesen des Klerus hinzuweisen, und schließen unser Referat mit dem lebhaften Wunsche, das mit tiefer Sachkenntnis und hinreißender Begeisterung geschriebene Buch des gefeierten Verfassers möge überall die gebührende Beachtung finden, besonders aber in den Kreisen der maßgebenden kirchlichen Behörden.

HOM DER FALSCHE PROPHET AUS NOACHITISCHER ZEIT.[1]

Von Univ.-Prof. Dr. A. SEITZ.

Ein Aufsehen erregendes Werk ist unter dem angegebenen spannenden Titel erschienen, welches begreiflicherweise den Widerspruch der Kritik herausgefordert, vielfach jedoch eine einseitige und ungerechte Beurteilung erfahren hat. Während zur Zeit eines Görres die mystische Richtung in katholischen Kreisen mehr, als mit der nüchternen Wissenschaft sich vereinbaren läßt, ihre Triumphe feierte und deshalb die Autorität einer Visionärin wie Kath. Emmerich über Gebühr bewertete, hat sich bei unserer naturalistisch gewendeten Zeitströmung eine Reaktion herausgebildet, die manchmal ins entgegengesetzte Extrem verfällt und mit Bausch und Bogen alles verwirft, was in irgend welchem Zusammenhang mit solchen mystischen Schriften steht, selbst wenn es zugleich durch profanwissenschaftliche Quellen mehr oder minder Bestätigung findet. Wir stellen uns am korrektesten auf den voraussetzungslosen Standpunkt, welcher mit der schwärmerischen

[1] Eine religionsgeschichtliche Studie von Anton Frhr. v. Ow. Kommissionsverlag von Jos. Bernklau, Leutkirch 1906. Gr. 8°. XVI u. 527 S. mit Personalregister.

Phantasie eines Brentano um so weniger zu schaffen haben will, als dieser selbst die erste Ausgabe des bitteren Leidens unseres Herrn Jesu Christi nach der Betrachtung der gottseligen A. K. Emmerich (Sulzbach 1833) mit der Erklärung einführt: „Sollten die folgenden Betrachtungen unter vielen ähnlichen Früchten der kontemplativen Jesusliebe sich irgendwie auszeichnen, so protestieren sie doch feierlich auch gegen den mindesten Anspruch auf den Charakter historischer Wahrheit," d. h. einer wissenschaftlichen, geschichtlichen Wahrheitsquelle. Daraus wird freilich kein ruhig denkender Mensch den Schluß ziehen: Alles, was K. Emmerich gesagt hat, kann schon deshalb nicht wahr sein, weil sie es gesagt hat. Dem historischen Wahrheitskern in den Aufzeichnungen der westfälischen Seherin nachzuforschen, kann nicht a priori ein Verbrechen gegen die Wissenschaft sein; es ist vielmehr ein wissenschaftliches Verdienst.

Man mag aus vorliegender Schrift den Eindruck gewinnen, daß der Verfasser der ihm von Jugend auf eingeflößten Pietät gegen die fromme Seherin allzuweiten Spielraum gelassen hat, man kann ihm aber nicht den Vorwurf machen, daß er prinzipiell die wissenschaftlich unzulässige Methode befolgt habe, Emmerich unmittelbar als historische Quelle oder gar als höhere Glaubensautorität, vor der sich menschliches Wissen zu beugen habe, in Anspruch genommen zu haben. Er konstatiert vielmehr, daß deren „Gesichte nicht denselben Glauben beanspruchen können wie die Hl. Schrift; auch sind unfreiwillige Irrtümer keineswegs ausgeschlossen, da die Seherin ihre Eindrücke nicht immer unmittelbar nach den Gesichten mitteilen konnte und selbst sehr oft beifügte, sie wisse nicht mehr bestimmt, ob der Name so oder anders gelautet habe, ob diese oder jene Einzelheit genau genug aufgezeichnet sei" (S. 453) — eine Schwierigkeit, die sich durch Zutaten Brentanoscher Subjektivität verschärft —, er tritt sogar gegebenenfalls (z. B. S. 410) der Auffassung der Visionärin persönlich entgegen; vor allem aber ist er „überzeugt, daß die Forschung auch ohne Anregung durch die Emmerich, aus den Spuren, die Hom hinterlassen hat, wie aus der Wirkung auf die Ursache, so auf ihn selbst mit der Zeit schließen würde" (S. XV). Wohl hat er im einzelnen von leisen Spuren sich zu mitunter bizarren Schlußfolgerungen hinreißen lassen, z. B.

„daß der berühmte Gesetzgeber Hammurabi — identisch sei mit Abraham vor seiner Bekehrung und Wegführung aus Chaldäa“ (S. 392), daß „Melchisedech offenbar ein Engel“ (S. 376[2]), daß nur die Stigmatisation Pauli ein hinreichender Erklärungsgrund sei für seine allen anderen Aposteln überlegene Gnadenfülle (1 Kor. 15, 10) und selbst Petrus (Gal. 2, 11) überlegene Autorität (S. 462 ff.), aber diese und andere Entgleisungen berühren bloß untergeordnete Nebenfragen. Auch die offenbar zu weit gehende Behauptung, „daß selbst bei den ältesten Kulturvölkern der Erde sichere historische Daten erst nach dem Jahre 1000 v. Chr. zu finden sind. Die Zeit 2000—1000 v. Chr. gehört in das Reich der Mythe“ wird in ihrer apodiktischen Fassung gemildert durch die Voranstellung: „Im allgemeinen kann man sagen“ (S. 52). Daß der Verfasser mangelhaft zitiert und überhaupt im technisch-formalen Wissenschaftsbetrieb zu wenig zu Hause ist, daß er nicht genügend unterscheidet zwischen früheren und späteren, primären und sekundären, mehr oder minder zuverlässigen Quellen, daß er den ihn überwältigenden Stoff nicht gehörig sichtet und zuviel vom Thema abschweift, woraus sich manche Breite der Darstellung und Wiederholung oder weniger verständliche Antizipation ergibt, daß er allzu gewagte Etymologien aufstellt, diese und andere mehr oder minder unvermeidlichen Schwächen eines Dilettanten, der mit seinem nicht an der Zentrale einer reichhaltigen wissenschaftlichen Bibliothek unternommenen, ersten größeren literarischen Versuch in die Öffentlichkeit hinaustritt, könnten wohl einem gelehrten Hypochonder die Freude am Ganzen verleiden, aber um ihretwillen mit den Kürassierstiefeln einer fachgelehrten Kritik das mühevolle, mit solch idealer Hingebung vollbrachte Werk eines Laien völlig niedertreten zu wollen, überlassen wir denen, die dies für eine ritterliche Heldentat zu halten vermögen.

Eine Kritik, die sich noch an das achte Gebot und das Hauptgebot des Christentums gebunden fühlt, wird sich nicht dazu versteigen, den Verfasser auf eine Stufe zu stellen mit Leon Taxil und ähnlichen Ausgeburten korrumpierender Mystifikationen — auf Grund des einen Zitates aus Kath. Emmerich (S. 430), welches sich der Verfasser nicht einmal ausdrücklich zu eigen macht, sondern einfach dahingestellt sein läßt, „daß ägyptische Sterndeuter infolge dämonischer Einflüsse Joseph und Aseneth

vorausgesehen und ihren Kult im voraus eingeführt hätten". Im Interesse einer vorurteilslosen wissenschaftlichen Kritik ist es wohl wünschenswert, die Emmerichfrage, welche wegen der damit einmal verbundenen Erregung der Gemüter erfahrungsgemäß den ruhigen Geistesblick trübt, bei der religionsgeschichtlichen Würdigung des vorliegenden Themas möglichst aus dem Spiele zu lassen. Als wissenschaftliche Quelle ist Emmerich ohnehin nach allgemeinem Dafürhalten auszuschalten; woher sie aber selbst ihre Quelle hat: ob aus übernatürlicher Privatoffenbarung oder aus Verwertung und weiterer Ausschmückung ihr zugänglicher natürlicher Quellen, ändert an dem Inhalt ihrer Angaben nicht das geringste.

Der Orientalist Dr. Lindl hat in der „Allgemeinen Rundschau" 1906 (S. 610 ff.) in seinem zweiten Artikel über „v. Ows ‚Hom' und die Katharina Emmerich-Frage" dargelegt, daß schon 146 Jahre vor der Aufzeichnung der Emmerichschen Gesichte Berichte über den ältesten Hauptförderer des Homkultes, den magischen König Dsemschid in Persien, in deutscher Sprache veröffentlicht wurden, und daß bald darauf immer mehr sich verdichtende Züge der Homsage, zuletzt in Klenkers 1789 zu Riga erschienener deutscher Übersetzung des „Zendavesta im kleinen" popularisiert wurden. Darin erscheint Hom 1. als dem Henoch ähnlicher Patriarch, 2. als überirdischer, von den Sterblichen angerufener Spender des Lichtes und ewigen Lebens, sowie Prinzip des Wassers und des Feuers, 3. als Baum oder Pflanze des Lebens, kurz eine „ursprüngliche Personifikation der beim Gottesdienst gebrauchten Hompflanze". Lindl (a. a. O. S. 611) läßt vom Standpunkt der exakten wissenschaftlichen Forschung die Emmerichfrage einstweilen auf sich beruhen, da sie „prinzipiell nicht gelöst werden kann", und das konkrete Tatsachenmaterial noch nicht ausreichend vorliegt. Was aber die religionsgeschichtliche Seite der Frage angeht, so ist sein Hauptbedenken dieses, daß zwar „spätere orientalische Schriftsteller und selbst der berühmte persische Dichter Firdusi auch einen Menschen Hom aus der deifizierten ursprünglichen Hompflanze gemacht haben", daß jedoch „die ältesten iranischen religiösen Texte, die Gathàs, den ‚Menschen' Hom noch nicht kennen", und auch die nächstverwandten „indischen Urüberlieferungen aus der gemeinsamen vorindogermanischen Urzeit wohl den Dschemschid oder

persisch Jam-schid, eben den iranischen Jima oder indischen Jama, als ältesten König kennen, aber daß der Name Hom (iranisch Haoma) auch bei den Indern nicht für einen der Urzeit angehörigen Menschen, sondern nur für die Somapflanze allein beiden Völkern gemeinsam ist".

Wir halten diese Erscheinung für ganz naturgemäß. Denn in der älteren göttergläubigen Periode ist selbstverständlich nicht die Apotheose eines Menschen aufgedeckt, welche eine spätere philosophisch reflektierende Periode rücksichtslos enthüllt hat, und die der monotheistischen Uroffenbarung noch näher stehenden ältesten Vedalieder und Gathàs wollen von dem eine Menschen- und Naturvergötterung in sich schließenden Soma-Haomakult erst recht nichts wissen. Wie aber sowohl der verstorbene Mensch als die mit ihm aufs innigste verwachsene Pflanze Hom zu abgöttischer Verehrung gelangen konnte, das erklärt sich aus dem Wesen pantheistischer Natur- und Menschenvergötterung zugleich. Das einigende Moment bildet die Vergötterung des Lebenstriebes, welcher innerhalb der verschiedenen Naturbereiche nach monistischer Art gleichgesetzt wird. Die Hompflanze, wahrscheinlich die Asklepias acida (S. 169), ist eine Lotosart, welche den danach benannten „Lotophagen" als Nahrung dient. Sie bietet eine feste und flüssige Nahrung zugleich dar durch ihr schleimiges, milchig-mehliges Mark. Wird dieses durch Zerstoßen der Pflanze in einem Mörser ausgepreßt, so macht es einen Gärungsprozeß durch und verwandelt sich in den bei den Indern als Soma, bei den Eraniern als Haoma bezeichneten berauschenden Opfertrank. Die Identität dieser beiden Namen steht, abgesehen von ihrem sachlichen Gehalt, auch etymologisch fest, weil auch sonst im indogermanischen Sprachstamm der Wechsel zwischen h und s im Anlaut nachweisbar ist (vgl. das indische asura mit dem eranischen ahura = Herr, altdeutsch herro, englisch Sir, italienisch signore usf., S. 61[2]). Der berauschende Somatrank spielt eine Hauptrolle bei dem stürmischen Kriegsgott Indra (S. 184). Der heilige Opfertrank ist auch Göttertrank, dessen Genuß die Gemeinschaft zwischen Göttern und Menschen herstellen hilft, ja er wird mit den göttlichen oder himmlischen Wesen selbst in eins gesetzt im Rigveda (I, 91, ed. Graßmann, Leipzig 1877; II, 90 ff.; vgl. Döllinger, Heidentum und Judentum, Regensburg 1857, S. 371), wie im Zendavesta, wo Zarathustra

den Haoma fragt: „Welcher Mann bist du, den ich in der ganzen seienden Welt als trefflichsten erblicke wegen seines unsterblichen Lebens?“ (v. Ow, S. 108 nach Windischmann, Über den Somakultus der Arier in „Abhandl. d. k. bayer. Akademie d. Wissensch. IV, 2, München 1846, S. 133). Wenn so „das Zendavesta in den älteren Partien den Hom als göttliches Wesen betrachtet und als ersten Sterblichen —, der auf Anrufen Zoroasters aus der Höhe kommt‘“ (Lindl S. 611), so liegt darin eine unverkennbare Spur von Menschenvergötterung, welche das Zendavesta besser bewahrt hat als die Veden, weil Zoroaster den Monotheismus der Uroffenbarungsreligion reiner erhalten hat, als das einer phantasievollen Vergötterung von Natur leichter zugängliche indische Brudervolk (S. 82[2] ff.). Wenn in der Regel die ersten Stammväter der Menschheit oder die Sintflutpatriarchen oder die diesen zunächststehenden Urkönige des eigenen Volkes zum Rang von Nationalgöttern erhoben wurden, so liegt dieselbe Annahme religionsgeschichtlich sehr nahe für jenes göttliche Wesen, welches auch bei den Indern mit dem ihm dargebrachten Opfertrank zugleich verehrt wurde, und mit dieser Möglichkeit, deren Beweis freilich noch der Vervollständigung bedarf, ist bereits die Brücke geschlagen zu dem Helden der Emmerichschen Darstellung: dem die Sintflut überlebenden Urenkel Noës, welcher einem außerehelichen Verhältnis des von einem Pfanzensaft berauschten Sohnes Japhets, des Mosoch, entstammt und mit eben dieser Schleimwurzel, die ihm als erste Nahrung dienen soll, ausgesetzt wird, um von dem Bruder seines Erzeugers vollends aufgezogen und durch die Sintflut hindurch gerettet zu werden. Der Urahne Hom wird samt seinem ursprünglichen Lebenselement: der Hompflanze vergöttert; denn wenn er selbst als göttliches Wesen verehrt werden soll, muß dies auch geschehen mit der Ursache, richtiger: notwendigen Bedingung seiner Lebenskraft, und was für ihn so Ursache oder Bedingung des Lebens geworden ist, das wird um so mehr für die Erdgeborenen Quelle der Unsterblichkeit.

Dazu kommt ein zweites Moment: Der schleimige Saft jener geheiligten Opferpflanze, welche das Lebenselixier für himmlische und irdische Wesen zugleich bildet, erinnert an das Medium der natürlichen Fortpflanzung des Menschengeschlechtes von seinen ersten Ahnen her, welche als ursprüngliche Träger und Vermittler des mensch-

lichen Lebens mit Urhebern des Lebens selbst verwechselt wurden, so daß der in die Mysterien des Homkultes Eingeweihte beim Träufeln des Homschen Lebenssaftes zugleich sich vergegenwärtigt das Überströmen der Lebenskraft aus der Hompflanze in den damit aufgezogenen Patriarchen Hom und von diesem mittels der Zeugungskraft in seine Nachkommen, woraus sich das Überhandnehmen des scheußlichen Phallus- oder Lingadienstes, speziell im indischen Götzenkult, aufs einfachste erklärt. Das Zendavesta (Fr. Windischmann, Zoroastrische Studien, herausgeg. v. Spiegel, Berlin 1863, S. 39) enthält eine diesbezügliche Hindeutung in der Offenbarung des vergötterten Haoma selbst auf die Frage: „Welche Gabe wurde zuteil" dem dritten Menschen, der den Haomasaft „in der bekörperten Welt träufelte"? — „Diese Gabe wurde ihm zuteil, daß ihm zwei Söhne geboren wurden."

Dieser Zusammenhang zwischen menschlicher und organischer Lebenskraft wird drittens verallgemeinert zur Identifizierung der Lebenskraft überhaupt auf dem Gesamtgebiet der Natur, so daß im heiligen Hom die *σύμπνοια πάντων:* der allgemeine Lebenstrieb der Natur als Wurzel des Alls oder Weltseele anerkannt und verehrt wird. Die Lebensbedingungen des gesamten Naturlebens: Wasser, d. i. Feuchtigkeit, und Feuer, d. i. Wärme, erzeugt durch Reibung oder lebhafte Bewegung, jene allgemeinen Lebenstriebe, wie sie sich vereinigt finden in dem die Lebensgeister weckenden feurig-flüssigen Rauschtrank des Haomasaftes, welcher aus der im Mörser zerriebenen und vergorenen, nährenden Pflanze gewonnen wird, werden Gegenstand abgöttischer Verehrung für diese mechanisch-monistische Weltanschauung. Unter „Wasser" verstehen nach Windischmann die eranischen heiligen Schriften „überhaupt alles Saftartige, auch: Blut, Milch, Same, Schweiß etc.", so daß der Kult des Wassers zugleich einen Kult der Fortpflanzung des menschlichen Lebens in sich schließt. „Ein solcher eranischer Wassergott ist Apanm napât = Sohn der Gewässer, Nabel der Gewässer — als der, welcher die ‚Menschen schafft und bildet'. — Die Alt-Arier verstanden vielleicht unter diesem — ihren aus der noachitischen Flut geretteten Stammvater Japhet — Windischmann verweist hierbei ebenfalls auf Poseidon und Neptun." Welche Rolle der Feuerkult bei den alten Persern spielt, ist zur Genüge bekannt. In Indien trat er

noch früher in den Vordergrund. „Die Veden verstehen unter Apam mehr das Feuer, das dem Wasser entsprungen sei, direkt wie der Blitz aus den Regenwolken und indirekt, indem die Nahrung des Feuers: das Holz vom Wasser (dem Pflanzensaft) erzeugt wird. Die Erklärer des Samaveda bezeichnen das Holz — die Speise des Feuers — als Großmutter, die Kraft, die dem Holz durch Reiben das Feuer entlockt als Mutter des Feuers“ (S. 97 ff.). In der indogermanischen Mythologie herrscht nach den scharfsinnigen Studien Adalbert Kuhns „die gleiche Anschauung bezüglich des Feuermachens, des Butterns, des Zeugungsaktes und der Somabereitung“ (S. 172 ff.). „Der Vater Dsemschids (Vivanhao) ist nach dem Avesta der erste Hompresser“ oder „Verehrer Homs“ und strahlt göttlichen Lichtglanz aus (S. 71[1] ff. 74[2]; vgl. 374).

Daraus erhellt zur Genüge die naturalistische, pantheistische Bedeutung des Geheimkultes Homs mit Wasser und Feuer und nicht minder liegt nahe die euhemeristische Deutung, d. h. die Beziehung der Wassergötter auf die Sintflutpatriarchen nach dem Vorgang des Euhemeros aus Messenien, welcher zuerst um 300 v. Chr. die Theorie aufgestellt haben soll, die heidnischen Götter seien nichts anderes als vergöttlichte Menschen. Wer dächte bei den „Wassergeborenen“ oder „Wassergebietern“ (eranisch Athwya, indisch Aptya) nicht unwillkürlich an die zweiten Stammväter der Menschheit, welche aus dem Wasser der Sintflut heraus für sich und ihre Nachkommen das Leben erhalten haben und als Urahnen in der Völkerüberlieferung mit dem göttlichen Urheber des Lebens selbst verwechselt wurden, und zwar wurde diese Ehre bald mehr bald weniger weit zurückgelegenen Stammvätern zuteil, je nachdem die Erinnerung an dieselben mehr oder minder weit zurückreichte, so daß es kein Widerspruch ist, wenn dasselbe Motiv der Vergötterung vorwaltet bald beim ursprünglichen Stammvater der Indogermanen: Japhet, welcher als dritter Sohn Noës im indischen Trita, im eranischen Thrita oder Thraetona, im griechischen Triton, im altdeutschen Throtin wiederkehrt (S. 63 ff.) — der Trinitätsbegriff altheidnischer Göttersagen dürfte nichts weiter als eine Reminiszenz an die drei noachitischen Stammväter des Menschengeschlechtes sein (vgl. Heinrich Lüken, Urtraditionen des Menschengeschlechtes, 2. Aufl., Münster 1869, S. 306) — bald bei dem Urenkel Noës: Hom-Haoma-

Soma-Om (S. 259 ff.), bald bei dem hervorragendsten Verbreiter des Homkultes, dem eranischen Urkönig Dsemschid oder sogar später noch bei Zoroaster, der sich freilich gegen seine Vergötterung ebenso verwahrt haben würde, wie er der Verbreitung Homscher Abgötterei widerstrebte, weil er die ungetrübte Lehre der monotheistischen Uroffenbarung zu erneuern sich vornahm.

Der letzte, jedoch nicht schwächste Berechtigungsgrund dafür, die Spuren des dem Haoma- oder Somaopfer zugrunde liegenden monistischen Naturalismus zurückzuleiten auf einen schon bald nach der Sintflut erfolgten Abfall des Menschengeschlechtes vom wahren Gott, der causa prima, zur Abgötterei mit den Werken des Schöpfers, den causae secundae, sofern sie ein vom Urheber des Lebens mitgeteiltes Leben entfalten (vgl. Röm. 1, 23 ff.), liegt gerade in der eigentümlichen Kultform, welche die irdische Opfergabe mit deren überirdischem Empfänger in eins setzt auf mystische Weise. Es ist weder selbstverständlich noch ein unverständlicher Zufall, daß dieselben eigenartigen, konkreten Elemente eines magischen Kultes sich finden sowohl in dem indisch-eranischen Rauschtrankopfer, wie in dem Lebenssaft Homs, worin dieser symbolisch sich selbst als Nahrung und Arznei der Unsterblichkeit in gewissem Sinne mitteilt (S. 370[1]). — Übrigens ist keiner der angeführten Gründe für sich allein ausschlaggebend, sondern erst ihr gegenseitiger Zusammenhalt bietet eine gewisse Wahrscheinlichkeit dar, deren Erhebung zur Gewißheit von historischen Funden abhängt, welche vielleicht der Zukunftsforschung vorbehalten sind.

Dem Vorausgehenden zufolge sind es lauter sachliche, und zwar höchst eigenartige Momente, welche die Gleichung zwischen Hom und Haoma bezw. Soma oder Om nahelegen, keineswegs bloße Wortspielereien, und mögen auch manche mythologische Vergleiche aus späterer Zeit gesucht erscheinen, so darf anderseits nicht übersehen werden, welch mannigfaltigen Umbildungen eine ursprünglich einheitliche Grundidee im Strom der Zeit und des Völkerlebens unterworfen ist, so daß es oft schwer hält, aus dem darübergeworfenen Firnis das Original wiederzuerkennen. Auf zu weit führende Einzelheiten wollen wir hier nicht eingehen, sondern auf die Grundidee uns beschränken, mit welcher die Konstruktion des Verfassers steht und fällt. In dieser Beziehung möchten wir dem

Verfasser das berechtigte Maß der Freiheit in der Hypothesenbildung um so weniger verkümmern, als gerade auf Grund der sachlichen Ideenverwandtschaft zwischen der im Brahmanismus zur vollen Herrschaft gelangten monistischen Weltanschauung und der Gedankenrichtung des Homskultes auch etymologisch ein Zusammenhang zwischen Hom bezw. Parahaoma und Brahma denkbar ist. Der Verfasser gibt für diese Möglichkeit (nicht apodiktische Gewißheit!) die Begründung: „Mit ‚Para' wird auch im Sanskrit das Vornehmste und Höchste bezeichnet", ähnlich wie mit der lateinischen Präfixe per oder prae. „Der Übergang von „Para' in ‚Pra' ist vielfach zu beobachten. — Erweichungen der Labiale sind sehr häufig", so daß schließlich bloß noch Bra-haoma in Brahma zusammengezogen zu werden braucht, so wie Indu-rag (ray, rai-rex) in Indra, und wie überhaupt zweistämmige Namen „bei allen indogermanischen Völkern häufig gekürzt" werden als sogenannte Kosenamen (Hypokorismata), wozu als verstärkender Grund hinzutritt die Regel der Lautentziehung (Ellipse): „Durch dissimilatorische Verlegenheit war der Anstoß zur Lautauslassung gegeben, z. B. in abhikhyá für abhikhyáya" (S. 171. 184[1]; vgl. Karl Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, Straßburg 1904, § 366, 5; 380, S. 292; 311[1]). Daß aber die verschwommene indische Göttergestalt Brahma ebenso wie Haoma zugleich eine göttliche Potenz und deren geistige Erfassung durch das Opfer bedeutet, den Inbegriff der religiösen Hingabe des Menschen an Gott im Opfer, die Rückkehr des menschlichen Lebens zu seinem göttlichen Urquell, ist keine Brentanosche, sondern echt indische Phantasie, die auch ein Indologe wie Dahlmann bezeugt (S. 195/6).

Wer sich ferner die allbekannte, wesentlich unveränderte Fortüberlieferung gewisser allgemein gebräuchlicher Begriffe wie „Vater" in dem indogermanischen Sprachstamm vergegenwärtigt, wird auch nichts Stichhaltiges dagegen einzuwenden vermögen, daß „homo" ebenso wie das altgermanische „gomo" aus „Hom" sich fortentwickelt haben kann, ähnlich wie der „Mann" oder „man" aus dem indischen „manu" (S. 264). Ist Hom wirklich der Typus der Menschenvergötterung, des „Herrenmenschen", welcher sich an die Stelle Gottes setzt, so beruht die Forterhaltung auch der Form für diesen bedeutungsvollen Begriff Mensch auf mehr als zufälligem Gleichklang

der sprachlichen Laute. Der so fortüberlieferte Begriff Mensch hat im mythologischen Zusammenhang die prägnante Bedeutung: der seine Geschlechtsgenossen überragende, der Gottheit angenäherte Mensch, durch Selbstüberhebung bis zur Selbstvergötterung — das vollendete Gegenstück zu dem umgekehrt zur menschlichen Geschlechtsgemeinschaft sich erniedrigenden wahren Idealmenschen: dem gottmenschlichen Welterlöser Christus (vgl. Buddha: S. 268 ff. 276[3]). In diesem Sinne meint v. Ow (S. 360/1): „Der Pilatussche Ausspruch: ‚Ecce homo' gewinnt erhöhte Bedeutung, wenn wir (nicht Pilatus!) auch den Sinn damit verbinden: Sehet hier den wahren Heiland. Dies hier — Christus ist der wirkliche und wahrhafte Hom! Nicht Haoma ist's, der die wahre Speise der Unsterblichkeit darzubieten imstande war", und (S. 169): „Der Begriff der Kommunion hat sich beim Haoma der Eranier viel deutlicher erhalten als beim Soma der Inder. Des wörtlichen Gleichlautes wegen erinnert der letztere an den (das!) Soma pneumatikón der Heiligen Schrift (1 Kor. 15, 44. 45), den verklärten Leib Jesu Christi, der in der katholischen Kommunion genossen wird." Daraus kann man dem Verfasser weder die Sinnlosigkeit unterstellen, er lege in den Ausspruch des Pilatus eine diesem selbst fernstehende Gedankenbeziehung hinein (vgl. S. 361: „Pilatus ahnt nicht den tiefen Sinn des Wortes"), noch, er leite das griechische σῶμα etymologisch vom indischen Soma ab; denn eine Erinnerung durch den wörtlichen Gleichklang zweier grundverschiedener Begriffe ist nichts weiter als eine äußerlich vermittelte Ideenassoziation, deren innerer Gehalt ganz anderswo zu suchen ist als in der äußeren Anregung hierzu. Begrifflich verwandt sind selbstverständlich nicht der durch das griechische Wort σῶμα ausgedrückte Inhalt und der Somatrank, wohl aber der in der Kommunion als Nahrung der Unsterblichkeit dargereichte wirkliche, verklärte Leib des wahren, welterlösenden Gottmenschen und sein Zerrbild: der im monistischen Mysterientrank dargereichte menschliche Abgott, welcher ebendadurch seine abergläubischen Verehrer zum vollendeten Abfall vom wahren Gott verleitet (S. 112). Die monistische Menschenvergötterung ist die Kehrseite der nur durch den wahren, gottmenschlichen Weltheiland vermittelten Gottesgemeinschaft, so wie Nietzsche in blasphemischer Weise sich zum wahren Menschheitsideal, dem

gottmenschlichen Erlöser, in vollen Gegensatz gestellt hat durch den seiner nicht veröffentlichten Selbstbiographie vorgesetzten Titel: Ecce homo!

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß von derselben Seite, welche theoretisch die katholische „Inferiorität“ heben will durch den Ruf: „Katholische Laien vor! Allgemeinste regste Beteiligung am wissenschaftlichen Leben und Streben!“ die Befolgung dieser Parole praktisch unmöglich gemacht wird durch ein vernichtendes Gesamturteil über den naturgemäß mit vielen Mängeln behafteten Erstlingsversuch eines katholischen Laien, wie er in v. Ows Hom vorliegt, um in seichtem Spott kein gutes Haar daran zu lassen. Dagegen wird in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ (1906, Nr. 276, S. 397/8) von einem Schüler des Münchener Orientalisten Hommel wenigstens der Pflicht der Gerechtigkeit genügt durch die Anerkennung: „Der große Ernst, mit dem der Verfasser an seine Aufgabe gegangen ist, und der staunenerregende Fleiß, mit dem er sich in der Mythologie der ganzen Welt nach Belegen für seine Theorien umgesehen hat, erwirbt ihm Anspruch darauf, wenigstens inbezug auf sein Wollen ernst genommen zu werden.“ Aber auch inbezug auf sein Können wird dem Verfasser das Zeugnis ausgestellt: „Die Gestalt des Hom trägt in der Tat Züge, die unmittelbar als mythologische Motive angesprochen werden können und in der Mythologie in der Tat eine große Rolle spielen, so in besonders auffallender Weise die Hompflanze selbst. Von dieser Pflanze hatte Hom seinen Namen. Es war eine Schleimwurzel, die er pflanzte und als heilige Nahrung und Arznei mit Feierlichkeit unter seine Anhänger teilte, so daß schließlich eine religiöse Handlung daraus entstand. Es muß auch zugestanden werden, daß eine ganze Reihe sehr einleuchtender Beziehungen von dem Verfasser entweder zum erstenmal aufgezeigt oder doch selbständig neu gefunden worden sind.“

Auf diese wertvollen Funde möchten wir das Augenmerk aller unbefangenen Forscher hinlenken im Sinne des Verfassers, der in seiner Bescheidenheit für seine Person nicht einmal glaubt, „irgend einen brauchbaren Stein zum Bau der Wissenschaft beitragen zu können, sondern für seine Mühewaltung sich hinreichend entschädigt fühlte, wenn es ihm „gelänge, den einen oder anderen Fachgelehrten zur Weiterforschung anzuregen, ihn — auf eine

Erzader hingewiesen zu haben, deren Verfolgung und Ausbeutung lohnt". Der ernste Mann der Wissenschaft weiß auch aus so manchen bizarren Auswüchsen den Wahrheitskern herauszuschälen und nimmt das Gute, woher es kommt, auch dem Schreckensgespenst einer Katharina Emmerich zum Trotz. Sachgemäßer hätte der Verfasser freilich statt des Titels „Hom der falsche Prophet aus noachitischer Zeit" etwa die Bezeichnung gewählt: „Das Motiv des Antichrist in der Weltgeschichte (mit besonderer Berücksichtigung der indisch-eranischen Mythologie)", denn die Persönlichkeit Homs beansprucht weitaus den geringsten Teil seiner Ausführungen; das Hauptthema bildet die in das Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft gehörende Studie, wie sich, vornehmlich bei den Indogermanen, in den mannigfachsten Formen der Abgötterei des Menschengeschlechtes, oft versteckt, aber dem tieferen Einblick nicht ganz entzogen, jene einheitliche Grundidee wiederholt, welche den Homstypus charakterisiert. Theoretisch können wir dieselbe bezeichnen als Selbstvergötterung der natürlichen und menschlichen Lebenskraft an Stelle ihres unendlich erhabenen Schöpfers und Erlösers oder monistische Immanenz an Stelle der monotheistischen Transzendenz, und praktisch als mystisches Streben nach Gemeinschaft mit der im Hintergrund der Erscheinungen verborgenen Allsubstanz, mag diese poesievoll in polytheistischer Übergangsform als mannigfaltige Fülle göttlicher Wesens- und Lebenskräfte oder in gereifter monistischer Ausprägung als einheitliche Allsubstanz, Weltseele, Kraft des Universums u. dgl. von der grübelnden Phantasie angeschaut werden.

Wenn die empirische Wissenschaft in der Erforschung und Verknüpfung der erfahrungsmäßigen Erscheinungen und die systematische speziell in der einheitlichen Anordnung dieser verschiedenartigen Erscheinungen unter einem leitenden Gesichtspunkt besteht, so kann der Arbeit des Verfassers im großen und ganzen der wissenschaftliche Charakter nicht abgesprochen werden, und eine „Diskreditierung" der theologischen Wissenschaft ist wegen der bloßen Anregung durch mystische Privatoffenbarungen um so weniger zu befürchten, als im Gegenteil die Grundidee des vorliegenden Werkes sich aufs engste berührt mit dem großzügigen Gedanken, welchen das Hauptwerk des unter allen christlichen Religionsbekennt-

nissen als größter Theologe des christlichen Altertums anerkannten Kirchenlehrers Augustinus seine Entstehung verdankt. Es ist dies die Gegenüberstellung der civitas Dei und mundi oder des Reiches Gottes bezw. Christi und des Reiches des Widersachers Gottes oder des Antichrist. Das ist keine ungesunde, schwärmerische Mystik einer krankhaften Frömmelei, das ist vielmehr die spekulativste Idee und großartigste Auffassung der Weltgeschichte im Lichte der christlichen Weltanschauung. Wer diese Idee verleugnen wollte, müßte nicht bloß die einstimmige Überlieferung des christlichen Altertums verleugnen (vgl. meine „Heilsnotwendigkeit der Kirche nach der altchristlichen Literatur", Freiburg 1903, S. 35 ff.), welche mit unerbittlicher logischer Schärfe das vollendete Gottesreich Christi auf Erden entgegengestellt dem Scheinreich des Widersachers Gottes, der sogar im einzelnen das Heilswerk Gottes nachäfft, er müßte mit der negativen modernen Bibelkritik auch die Hl. Schrift ihres übernatürlichen Charakters entkleiden und zu einem im Aberglauben der Zeitgenossen befangenen Literaturerzeugnis herabwürdigen und vor allem Christus selbst verwerfen mit seiner ständigen, tiefernsten Warnung vor dem in dieser Welt dem göttlichen Reich des Lichtes entgegenstehenden Reich der Finsternis.

Je mehr sich gerade in unserer Zeit der letzte Entscheidungskampf vorbereitet unter der Devise: „Hie Christ, hie Antichrist", desto zeitgemäßer ist die Grundidee dieses vom Geist männlich entschiedener, katholischer Glaubensüberzeugung durchwehten Werkes, wenn man auch mit dessen Zukunftsprophetien im einzelnen nicht einverstanden zu sein braucht. Auch gegen den kleingeistigen Standpunkt des alldeutschen Chauvinismus, welcher das Christentum mit dem Vorwurf des „Semitischen, der germanischen Rasse fremden, dem arischen Geist Widersprechenden" bedroht (Dühring, Chamberlain, Hart), bieten die Homstudien ein heilsames Gegengewicht durch die Konstatierung der Tatsache, daß gerade die alten Eranier, „unbestritten reine Arier und Indogermanen", weit mehr Verwandtschaft mit der seit Beginn der Menschheit bestehenden und nur in der katholischen Universalkirche voll und rein ausgeprägten christlichen Weltanschauung aufzuweisen haben, wie die semitischen Assyrer und Babylonier (S. 136/7), wenn auch Justins Formalbegriff des geistigen Christentums vor Christus (S. 18 ff.) inbezug auf

das eranische Religionswesen materiell nicht überspannt werden darf.

Die mit einem hl. Augustinus gemeinsame großzügige und tiefgründige Weltanschauung, welche uns aus v. Ows Hom entgegenleuchtet, wird dessen eingehendere Besprechung im „Jahrbuch für spekulative Theologie und Philosophie“ hinreichend rechtfertigen. Möge sie manche Leser, besonders in stiller Klosterzelle, anregen, auch ihrerseits einen Beitrag zu liefern zum Ausbau des durch den Verfasser bloß eingeleiteten Werkes, mögen vor allem die Fachgelehrten den an sie in erster Linie gerichteten Appell nicht überhören! Vielleicht dürften wir dem Verfasser den Rat erteilen, einzelne grundlegende Partien seines Werkes in linguistischen und ethnographischen Fachzeitschriften einer klärenden, allgemeinen Diskussion zu unterstellen, damit durch wissenschaftlich-technische Bewährung seine Resultate auch für die Apologetik zuverlässig verwertbar werden, soweit auf diesem schwankenden Gebiet eine Sicherheit erreichbar ist! Wenn dabei auch manche zu kühne Hypothesen zurückgenommen werden müssen, um so besser für die mit vereinten Kräften rücksichtslos zu erstrebende Wahrheit im Dienste der großen christlichen Weltanschauung, von der einer der begeistertsten Prediger des christlichen Altertums (Chrysostomus, De S. Babyla n. 4: Migne, P. gr. 50, p. 539) gesagt hat: „Die Wahrheit unserer Sache wird nicht entkräftet werden; denn Wahrheit ist sie, und nichts ist stärker als diese.“

AUCH EIN GUTACHTEN ÜBER COMMERS „HERMANN SCHELL“.

Von Dr. EUGEN ROLFES.

Professor Kiefl in Würzburg hat in der Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung Nr. 16 vom 18. April dieses Jahres eine Charakteristik des neuen Buches von Professor Commer über Hermann Schell gebracht, die dasselbe in einem äußerst ungünstigen Lichte erscheinen läßt und inbezug auf den Autor einen recht peinlichen Eindruck hervorruft, den der Schreiber selbst vielleicht nicht beabsichtigt hat. Ihn, den Freund und Vertrauten Schells, verletzte das herbe Urteil Commers über den Heimgegangenen, das scharfe Verdikt, das er über seine Lehre